

Karl Hase wurde durch Goethe 1829 zum Professor nach Jena berufen, wollte aber seinem Kollegen im Fach Dogmatik nicht im Wege stehen und übernahm deshalb kirchengeschichtliche Vorlesungen, die alsbald sein Hauptfeld wurden. Aber er blieb auch der Dogmatik treu, insbesondere in der Auseinandersetzung mit dem Katholizismus, mit der Tübinger Schule, besonders aber mit der neuen Orthodoxie. Ein Kuriosum der Geschichte aber ist die Wirkung des „Hutterus redivivus“. Um die Jahrhundertmitte wurde es in den noch immer rationalistisch gesonnenen Kirchenbehörden übel vermerkt, daß sich in Göttingen die hannoverschen und Braunschweiger Theologiekandidaten mit dem „Hutterus“ Hases in Zirkeln aufs Examen vorbereiteten, um altprotestantische Dogmatik zu studieren. – 70 Jahre später haben zwei theologische Urenkel Hases, Dietrich Bonhoeffer und der Rez. gemeinsam das gleiche getan, aber im Zeitalter Karl Barths war das für uns keine Provokation mehr, sondern nur noch ein passables Lehrbuch.

Sehr verdienstvoll stellt Jaeger die Beurteilung von Hases Dogmatik in den Theologiegeschichten seiner Nachfolger zusammen, unter denen die von Martin Kaehler, Emanuel Hirsch und Werner Elert hervorrangen. Bei aller Würdigung, die sie ihm zuteil werden lassen, zeigt sich jedoch deutlich, wie schwer Hase in die Hauptströme der Theologie seines Jahrhunderts einzuordnen ist.

Am Ende soll noch auf eine Besonderheit der Darstellung Jaegers hingewiesen werden: Die Einordnung Hases in das akademische Umfeld. Da sind die Promotions-, Habilitations- und Berufsordnungen, das Problem, einen einst der Universität verwiesenen demagogischen Burschenschaftler zur Habilitation zuzulassen, das Hases Lehrer Tschirner durch erklärende Besuche bei allen Mitgliedern des Conciliums löst. Da ist die Zensur: der Oberhofprediger von Ammon streicht als Zensor 12 Stellen im MS der Dogmatik, Hase läßt die Lücken auch im Druck stehen. Die Publikationsbedingungen sind aber günstiger als heute: Hase lebt zehn Jahre lang im wesentlichen von den – oft vorgeschossenen – Honoraren für seine Bücher. In einem Semester verteilt er die druckfeuchten Bögen seiner Dogmatik laufend an seine Zuhörer. – Neander in Berlin hat Hases Berufung auf einen Lehrstuhl in Berlin beim Minister von Altenstein erreicht. Da erhebt der Polizeiminister Einspruch wegen Hases Vergangenheit – und er wird abgewiesen. Endlich riskiert Goethe in Weimar 1829 eine Berufung nach Jena, und er bestimmt damit eine 60jährige erfolgreiche Gelehrtenlaufbahn, gegen deren Ende Hase – mit 80 Jahren noch einmal Dekan – mit der einstimmigen Unterstützung der Fakultät und Studentenschaft und den Unterschriften von 300 Thüringer Pfarrern „das Eisenacher Attentat auf die theologische Fakultät der Universität Jena“, die Aktion des Berliner Hofpredigers Adolf Stoecker auf Errichtung eines konfessionell lutherischen Lehrstuhls – als Gegenstück zu dem liberalen Hase – abwehren kann.

So bleibt am Ende nichts, als den Verf. zu seinem gelungenen Wurf zu beglückwünschen. Es wäre verdienstvoll, wenn auch das benachbarte Gebiet der Kontroverstheologie in Hases Werk eine entsprechende Würdigung finden würde. Denn Hase, der den ökumenischen Dialog zeit lebenslang ebenso streitbar wie versöhnlich geführt hat, hat lebenslang, mit einer volkstümlichen Schrift „Die Proselyten“ (1830) beginnend, in seiner „Polemik“ (1862, 665 S., 4. Aufl. 1878) und vielen Streitschriften die oft so harten Kämpfe des Jahrhunderts begleitet, bis an „Des Kulturkampfes Ende“ (3. Aufl. 1879). Kein protestantischer Theologe seines Jahrhunderts dürfte so viele römische Theologen und Prälaten zu seinen Freunden gezählt haben.

Kassel

Hans Christoph von Hase

Erich Garhammer: Seminaridee und Klerusbildung bei Karl August Graf von Reisach. Eine pastoralgeschichtliche Studie zum Ultramontanismus des 19. Jahrhunderts (= Münchner Kirchenhistorische Studien 5), Stuttgart–Berlin–Köln (Verlag W. Kohlhammer) 1990, 330 S., geb., ISBN 3-17-011078-0.

Diese gründliche Dissertation behandelt die Rolle Karl August Graf von Reisachs, des Bischofs von Eichstätt (1836–1846), Erzbischofs von München (1846–1856), und nachmaligen Kurienkardinals (1855–1869), die dieser bei der ultramontanen Umgestaltung der tridentinischen Seminaridee, vor allem in Bayern gespielt hat. War das Seminardekret des Konzils noch offen für eine Pluralität der Priesterbildung, so strebte

Reisach eine Uniformität an, die über ein Seminar erzielt werden sollte, das Knaben- und Priesterseminar, angereichert um ein Lyceum, zusammenfassen sollte, und in dem die Knaben vom zarten Alter an auf den Priesterberuf hinerzogen werden sollten, möglichst ohne Unterbrechung auch nur durch Ferien und möglichst abgeschirmt von der Welt. Das Theologiestudium an einer Universität galt eher als bedenklich und sollte keinesfalls die Regel bilden. Das Seminar in Eichstätt, wo Reisach seine Idee realisieren konnte, galt ihm hinfort als Vorbild, das er dann als Kurienkardinal auch anderswo durchzusetzen versuchte, was ihm (vorübergehend) z. B. in Speyer gelang. So hat Reisach den Typ jenes „tridentinischen Seminars“, der eigentlich nur im Sinne des Historismus tridentinisch war, mitbegründet. Freilich bleibt anzumerken, was m. E. in dem Buch nicht deutlich genug wird, daß die Entwicklung auch anderswo, wo ein Einfluß Reisachs nicht nachweisbar ist und auch von der Chronologie her noch nicht möglich war, ähnlich verlief. So hat etwa der strenge Linzer Bischof F. J. Rudigier 1853 durch Verlegung der theologischen Studien in das bestehende Priesterseminar einer ähnlichen – wenn auch nicht ganz so grimmigen – Richtung zum Durchbruch verholfen. Man darf also die Auswirkungen der Reisach'schen Bestrebungen, die gewiß sehr nachhaltig waren, auch wieder nicht überschätzen. Das gesamte ultramontane Klima der Zeit, das man in dem Buch übrigens in einem eigenen Kapitel hätte behandeln sollen, gab eben den Tenor der Entwicklung an.

Folgen wir dem Aufbau des Buches, so sei im einzelnen noch auf Folgendes verwiesen. Nach etwas breit geratenen hermeneutischen Vorüberlegungen werden im *ersten Teil* der Seminarbegriff des Konzils von Trient und der Eingang des Seminargedankens in das bayerische Konkordat von 1817 behandelt. Im Abschnitt über die Klerusbildung in Bayern nach dem Konzil von Trient vermißt man die teilweise einschlägige Arbeit von G. B. Winkler über „Die nachtridentinischen Synoden im Reich. Salzburger Provinzialsynoden 1569, 1573, 1576“, Wien 1988. Beklemmend wirkt der Hinweis, daß bei den Konkordatsverhandlungen durch den damaligen Nuntius bedeutet wurde, „daß der päpstliche Stuhl die Ausübung mancher Rechte, welche er nie in einer Übereinkunft zugesteht, geschehen lasse, und daß man von diesen Rechten bei den Unterhandlungen nicht sprechen dürfe“ (37). Das bezieht sich konkret auf die vom bayerischen König geforderte Oberaufsicht über die Seminarien. Über zwei in das Konkordat aufgenommene Begriffe kam es in der Folge zu Auseinandersetzungen. Erstens fand sich darin ein Hinweis auf „die Normen des Konzils von Trient“, was Reisach als Verpflichtung des Staates zur Errichtung tridentinischer Seminare, so wie er diese verstand, interpretierte, zweitens der dehnbare Ausdruck „adolescentes“, was derselbe Reisach als „von früher Jugend an“ begriff, womit er seine Konzeption eines Gesamtseminars abgestützt sah.

Der *zweite*, besonders interessante *Teil* der Arbeit geht auf Reisachs Kampf um die Seminarausbildung ein. Wir lernen den Lebensweg des Bischofs kennen, der viele seiner späteren Verhaltensweisen erklärt. Besonders die Jahre als Rektor des Collegio Urbano in Rom übten bestimmenden Einfluß aus. Reisachs Kirchenbild, das auf eine Gleichsetzung von „Kirche“ und „Reich Gottes“ hinauslief, wird vor allem in seiner anonymen Schrift „Athanasius“ greifbar. In seiner Sicht der Dinge kam den Lebensäußerungen der Kirche, die ihrerseits fast auf die Hierarchie reduziert wurden, ein sakrosankter Charakter zu, sie bildeten „unveränderbare Besitzstände“. Vor diesem Hintergrund pervertierte schließlich auch das Seminardekret von Trient „zur Anweisungsnorm für eine total geschlossene, von allen Außenbeziehungen abgeriegelte Institution, die nur noch den Namen 'Seminar' mit den Vorstellungen der Konzilsväter teilte“ (68). In Eichstätt konnte Reisach seine Konzepte, wenn auch gegen Widerstände, in etwa durchsetzen, es gelang ihm mit Hilfe des Ministers Abel die Realisierung eines Gesamtseminars einschließlich eines Lyzeums, wobei auch bei der Professorenbestellung die Letztinstanz praktisch der Bischof darstellte. Als Reisach auch in München das Lyzeum in das Seminar integrieren wollte und massiv gegen die staatliche Kirchenhoheit opponierte, gelang es König Max II. schließlich, dem Erzbischof ein Kurienkardinalat zu verschaffen. Von Rom aus übte Reisach als Mitglied der „Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten“ weiterhin bestimmenden Einfluß auf die Klerusbildung in Deutschland aus, wobei ihm das Eichstätter Modell als „Paradigma für die Klerusbildung . . . insgesamt“ (132) diente.

Der *dritte Teil* der Arbeit behandelt „die Konsequenzen von Reisachs Seminarkon-

zeption für die Signatur der Theologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“. Das Kapitel über den „Fall Döllinger“ ist spannend, man erlebt (fast) die Geburt des „Syllabus“ und kann die Reaktion Reisachs auf die Positionen Döllingers mitverfolgen. Dabei versuchte der Kardinal das „ordentliche Lehramt“ gegen die „wissenschaftliche Theologie“ auszuspielen. Man fühlt sich bei der Lektüre nahezu in die Gegenwart versetzt. Das abschließende Kapitel geht der Frage nach der „Umgestaltung der Pastoraltheologie von einer Wissenschaft“ zu einer bloßen „Anleitungslehre“ als Folge der geänderten Priesterausbildung nach. Ganz am Schluß steht ein Satz von Johannes Paul II., der – für die ähnliche Problemsituation unserer Tage – Hoffnungen geben kann: „Das Verhältnis zwischen der Freiheit der wissenschaftlichen Theologie und ihrer Bindung an die Kirche, wie es in den Konkordaten verankert ist, hat sich, trotz einiger Konflikte, als Modell immer wieder bewährt. Es gibt . . . die Chance, Philosophie und Theologie in Kontext und in Kooperation mit allen Wissenschaften einer modernen Universität betreiben zu können.“

Schmerzlich vermißt habe ich in dem lesenswerten Buch einen Abschnitt über das konkrete Seminarleben in den Anstalten Reisach'scher Prägung. Einige formale Mängel finden sich auch. Die neunzig Seiten Anmerkungen, die viele nützliche und weiterführende Hinweise enthalten, sind am Schluß des Buches recht unglücklich angebracht. Oft muß man sich die Autoren wichtiger Zitate erst durch mühsames Nachschlagen suchen. Das Layout befriedigt nicht immer, so wenn auf S. 100 oben gerade noch eine Zeile vom vorausgehenden Abschnitt steht, bevor ein neuer beginnt. Das tut optisch weh. Auf S. 233 findet eine Sitzung des 2. Vatikanums am 3. Dezember 1969 (!) statt. Auch sonst sind Druckfehler und Stilmängel vorhanden (so das heute anscheinend unvermeidbare „Hinterfragen“ oder das Umstandswort „zwischenzeitlich“, wenn „inzwischen“ gemeint ist). Insgesamt ist die Arbeit aber auch sprachlich gut gelungen. Ich gratuliere dem Autor.

Linz

Rudolf Zinnhobler

Urs Allematt: *Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert*, Zürich (Benziger-Verlag) 1989, 469 S., div. Tabellen und Karten, geb.

Eine vor rund hundert Jahren entstandene Karikatur, die den Schutzumschlag von Allematts Buch schmückt, führt mitten in die Thematik hinein. Die linke Bildhälfte zeigt – modern gesprochen – die industrialisierte Freizeit- und Tourismusgesellschaft, die per Bahn und Schiff unterwegs ist (nur nebenbei: die rauchenden Kamine gehören zu Schiffen, nicht zu Fabriken, wie Allematt S. 13 schreibt). Auf der rechten Bildhälfte sehen wir eine Kirche, die an diesem Tag (wohl einem Sonntag) praktisch leer geblieben ist. Die Karikatur illustriert allerdings nur einen Aspekt der Thesen von Allematt: die Abwehrhaltung des Katholizismus gegen die „Moderne“ und damit die Spannung zwischen katholischer Kirche und technisch-industrieller Welt beziehungsweise bürgerlich-städtischem Fortschritt bis weit in unser Jahrhundert hinein. Leer blieben gerade die katholischen Kirchen jedoch nicht. Vielmehr bildete sich im Katholizismus seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, dies eine weitere These Allematts, eine sich abriegelnde Sondergesellschaft heraus – Allematt spricht vom „katholischen Milieu“ oder vom „katholischen Ghetto“ –, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg Risse in größerem Ausmaß aufzuweisen begann.

Allematt, Professor für Schweizergeschichte in Verbindung mit Zeitgeschichte an der Universität Freiburg (Schweiz), ist einem sozial-, mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Ansatz in der Tradition der französischen „Histoire religieuse“ verpflichtet. In einem *ersten Kapitel* schildert er das bisherige sozial- und mentalitätsgeschichtliche Defizit in der Katholizismusforschung und entwirft sein Konzept. Schon hier stoßen wir auf äußerst spannende Gesichtspunkte, so die Ambivalenz des Begriffs „Antimodernismus“ (60–62): Indem der Katholizismus sich zur Abwehr der gesellschaftlichen Modernisierung „moderner Mittel“ wie Vereine, Parteien oder Zeitungen bediente, leistete er letztlich der Integration der Katholiken in die bekämpfte pluralistische und demokratische Entwicklung Vorschub! Insofern wird dann im *zweiten Kapitel* die „katholische Sondergesellschaft“ zwischen 1850 und 1950 unter den Stichwor-